

„Wie ist es, wenn es war“ – Erinnern und Vergessen: Eine Einleitung.

Der Antagonismus von Erinnern und Vergessen ist wohl wie kein anderer prägend gewesen für die abendländische Ideengeschichte. Ja, selbst der Begriff Ideengeschichte wäre ohne die schriftliche Systematisierung von Erinnern und Vergessen nicht denkbar. Mittels seiner werden grundsätzliche kulturelle Räume eröffnet. Räume, die wir bis heute noch bewohnen, obwohl wir dies vergessen haben mögen.

Die Zweiteilung des Raumes in diesseitige und jenseitige Welträume beginnt mit der Zweiteilung des Menschen: Das platonische Argument der *Erinnerung* beruht in dieser Perspektive auf dem Glauben an die Unterscheidung, dass der Körper eines Menschen nicht den ganzen Menschen ausmacht. Die Denkmöglichkeit der Seele verdanken wir in philosophischer Interpretation Platon, die Rechtfertigung des Mentalen der euklidischen Geometrie und vor allem Descartes.

Platons seelsorgerisches Argument der *Erinnerung* beruht auf der Überzeugung, dass jeder Mensch über Wissen verfügt, welches er nur vor seiner Geburt erworben haben kann. Daraus ergibt sich zwar nicht die Unsterblichkeit der Seele, aber zumindest die Hoffnung und Denkmöglichkeit, dass die Seele eine gewisse Zeit vor der Geburt des Menschen existiert haben muss. Die platonisch-christliche Tradition übernahm diese Differenz als notwendig und machte sie zum Ausgang- und Endpunkt ihrer Heilswege. Heilswege sind Wege, welche Räume zu überwinden haben. Überwunden wird das Diesseits, errungen die bessere, die höhere Welt. Die persönliche Glückseligkeit war zu erlangen, vorausgesetzt, man akzeptierte die allgemeinen Prämissen, Unterscheidungen, Definitionen, Argumente und Methoden.

Descartes geht es nicht mehr bloß um Erinnern und Vergessen – wobei die Erinnerung mich ohnehin immer täuschen kann – sondern darum, allem möglichen Erinnern und Vergessen allererst einen Ort einzuräumen. Dieser Ort gewährt erst ein klares und distinktes Erfassen der Gegenwart, in der ich mir selber gewisser bin als es mir alles andere je sein könnte. Descartes hatte Probleme damit, aus jener selbst erfundenen „res cogitans“ hinaus in die Welt zu gelangen.

Im Überwinden der Moderne erfährt der zeitfordernde Antagonismus Erinnern und Vergessen seine Rehabilitation. Die Allgegenwart wird zugleich mit ihrem Raum gebrochen. William James warnt zugleich vor dem „trägerischen Jetztpunkt“, wie er von der Vorstellung eines „Selbst“ abrät. Wir leben vorwärts und verstehen rückwärts. Das heißt: wir vergessen und erinnern in neuen Räumen: in Zukunft und Vergangenheit. Dies allerdings nur, wenn die metaphysischen Streitigkeiten hinter sich gelassen werden und wenn die Axiome, von denen auch die Psychologie ausgeht, auf ihren gegenwärtigen Nutzwert für die menschliche Praxis geprüft werden. Auf diesen neuen Wegen erweist sich das Festhalten an alten Prinzipien als ein Festhalten an einem Raum, welcher der Philosophie von der verschwindenden ‚Seele‘ hinterlassen wurde und der mit der Wandlung des „Selbst“ zur Funktion eines psychophysischen Organismus praktisch unbewohnbar geworden ist.

Die Frage ist, wie unser alltägliches und wissenschaftliches Verhältnis zu Erinnern und Vergessen heute gestrickt ist. Die Entwicklungen in der alltäglichen Medizin weisen auf eine neue Zukunft: Der größte Teil

der ärztlichen Sprechstunden wird von Senioren in Anspruch genommen. In der Konfrontation mit dem alten Menschen wird uns klar, dass hier sowohl das Erinnern als selbstabsichernde Konstante wie auch das Vergessen als altersassoziiertes Symptom zu Leitplanken für Menschen werden, an denen entlang sie die Hoffnungen und Ängste ihres gegenwärtigen Alltags ausrichten.

Demgegenüber feiern die Neurowissenschaftler eine Diskussion über die Plastizität des Gehirns, die immer auch eine Aussage über die Fähigkeiten des Lernens und Vergessens ist. Paradigmatisch werden Probleme der Moderne als Symptome einer „Digitalen Demenz“ (Manfred Spitzer) der jungen Generation der „Digital Natives“ zugeschrieben. Ungeachtet der Gültigkeit neurowissenschaftlicher Implikationen wäre die eigene, subjektive Auseinandersetzung mit „Erinnern und Vergessen“ ohne eine Würdigung des eigenen Umgangs mit der Informations-, Dokumentations- und Speicherflut unserer Zeit sicherlich unvollständig.

Welchen einräumenden und strukturierenden Wert kann Erinnern und Vergessen aufweisen? Welche Räume können wir heute durch diesen Antagonismus eröffnen, insofern wir die alten verlassen? Welche Möglichkeiten der Schaffung einer besseren Welt bietet uns dieses Verhältnis, wenn, wie Richard Rorty rät, diese ganzen philosophischen Diskussionen um das ‚Selbst‘, sei es idealistisch oder materialistisch verstanden, hinter sich gelassen werden? Wie bereit machen diese Möglichkeiten für den zwischenmenschlichen Umgang? Wie können wir aus Ihnen heraus mit pathologischen Formen umgehen? Wer kann nicht vergessen? Und wer ist mein dementer Freund? Verliert er mich, oder verliere ich ihn? Was wird verloren, wenn unsere Beziehung verloren geht?

Die Beiträge der vorliegenden Ausgabe diskutieren derartig aktuelle Fragen. Sie stellen damit eine Bandbreite von Ansätzen zur Diskussion, die im Querschnitt deutlich machen, dass in der Situation von Erinnern und Vergessen beides verflochten ist und zur Debatte steht: individuelle Lebensgeschichte und Kulturgeschichte. Gemäß dieser Verflechtung zeichnen sich die Methoden unserer Autoren ab:

Der Zusammenhang von Erinnern und Vergessen erweitert sich mit **Ingolf Schmid-Tannwald** zugleich methodisch wie inhaltlich um eine phänomenologische Blickrichtung. In seinem Beitrag *„Zur Subjektvergesenheit in der modernen Medizin am Beispiel des individuellen Lebensanfangs“* wird die phänomenologische Beschreibung selbst zu einer Methode des Erinnerns, die in Bezug auf den menschlichen Lebensbeginn entgegen einer *rein naturwissenschaftlich verstandenen Medizin* die Entstehung des *lebensweltlichen Subjektcharakters* des Menschen erinnert. In dieser Perspektive zeigt sich eine rein naturwissenschaftliche Beschreibung des Lebensanfanges nicht nur als theoretischer, sondern auch als praktischer Reduktionismus, der weitreichende Folgen für das ärztliche Handeln hat. Konsequenterweise plädiert Schmid-Tannwald einerseits theoretisch für ein umfassenderes wissenschaftliches Bild vom Menschen sowie andererseits für eine in der ärztlichen Praxis zu erbringende Integration von naturwissenschaftlicher und lebensweltlich-phänomenologischer Perspektive, die dem vollen Phänomen des menschlichen Lebensbeginnes gerecht werden kann.

Als Erfüllung jener grundsätzlichen Forderung zur Erweiterung einer naturwissenschaftlichen Perspektive in der Medizin um eine phänomenologische kann auch der Beitrag *„Das Phantom im Spiegel: Ein phänomenologischer Versuch über somatosensorische Plastizität und Leibgedächtnis“* von **Thiemo Breyer** verstanden werden. Zugespielt auf das Phänomen von Phantomsymptomen in abgetrennten Gliedmaßen kann der Autor nicht lediglich die praktische, weil Aufklärung leistende Notwendigkeit dieser Erweiterung medizinischer Perspektivität verdeutlichen. Indem er vorschlägt, das Phantom als paradoxale Erlebniseinheit aus einem körperbildli-

chen Vergessen und einem körperschematischen Erinnern zu verstehen, zeigt er – über grundsätzliche Forderungen hinausgehend – konkret, wie es möglich ist, das subjektive Erleben der Patienten mit Phantomgliedern mit den neurowissenschaftlichen Interpretationen über die zugrundeliegenden neuronalen Mechanismen sowie mit den phänomenologischen Konzepten von *Körperbild*, *Körperschema* und *Leibgedächtnis* zusammen zu denken.

So fruchtbar und notwendig sich die phänomenologische Perspektive auf Erinnern und Vergessen hinsichtlich der Individualität und des Leibes auch erweist, so erweiterungsbedürftig zeigt sie sich in Bezug auf ein Phänomen wie Erziehung bzw. die Disziplin der Pädagogik selbst. Denn, so kann **Detlef Gaus** zeigen, im Kontext von Pädagogik und Erziehung erläutert sich das Verhältnis von Erinnern und Vergessen als unentrinnbare Aufgabe seiner Neugestaltung im Rahmen kultureller Überlieferung, die im Verhältnis der Generationen nicht nur das Individuum, sondern ebenso Alterskohorten sowie Gesellschaften als Ganze umfasst. Um diese kulturgeschichtlichen Zusammenhänge jedoch zu eröffnen, bedarf es einer hermeneutisch integrierten Methodenfülle von grundsätzlichen kultursoziologischen, ethnologischen und vor allem schriftgeschichtlichen Überlegungen, derer sich der Autor im Rahmen seines umfangreichen und inspirierenden Essays *„Die Regulierung von Erinnern und Vergessen als Konstitutionszusammenhang systematischer Pädagogik. Zugleich ein Versuch der Erinnerung an vergessene Möglichkeiten einer Kulturtheorie der Erziehung“* bedient.

In seinem Verhältnis zu Erinnern und Vergessen ebenfalls kulturgeschichtlich-soziologisch orientiert, allerdings mit der deutlichen Gewichtung einer kritischen Herangehensweise, ist der Beitrag von **Sebastian Baling**. In *„Erinnerungskultur in der deutschen Totalität – Nichtidentität und die Aufarbeitung der Shoah“* zeigt der Autor die Zusammenhänge zwischen entfremdeten Subjekten und deren durch die verwaltete Welt entstandenen mentalen Dispositionen – identifizierendes Denken und verdinglichtes Bewusstsein – auf. Anhand dieser Betrachtungen zur Identität und zur Möglichkeit der Nichtidentität wird Adornos Wahrheitsbegriff in seiner historischen Dimension herausgearbeitet und auf einige Formen identitären Erinnerns am Beispiel der Shoa angewandt. Der Beitrag folgt dabei der Unternehmung, die psychologische Ebene einer zur Ideologie verhärteten Erinnerungskultur und ihre strukturelle Ebene zusammenzuführen, um– durch das Denken der Möglichkeit – Anhaltspunkte für eine noch zu entwerfende, der historischen Realität gerecht werdende Erinnerung zu liefern.

Wir freuen uns, dass es auch für diese Ausgabe gelungen ist, Beiträge zur künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Themenschwerpunkt zu veröffentlichen. Da Erinnern und Vergessen von Ihren ideengeschichtlichen Ursprüngen und somit oft auch oft vom wirkungsgeschichtlich bestimmten individuellen Erleben her Kulturtechniken des Sehens sind, bieten Filme und Bilder ganz allgemein, sofern Sie Ihre erinnernde Kraft künstlerisch reflektieren, besondere Möglichkeiten ein neues Verhältnisses zu den sprachlichen Möglichkeiten von Erinnern und Vergessen. In Darstellung, Beschreibung und Interpretation von Bildern und Filmen sind wir damit in besonderer Weise gefordert. Sie nähern unsere wissenschaftlichen Beiträge dem, was unser Sprechen über Erinnerung und Vergessen erinnernd und vergessend bestimmt.

Die psychoanalytische Filmbetrachtung von **Sabine Wollnik** *„Trauern und Erinnern, Remembering forward: „The Tree of Life“ von Terence Malick“* lässt uns das Schwerpunktthema aus den Perspektiven der Kunst und des Films heraus neu verstehen. Hier sind es das Erinnern und Durcharbeiten der Vergangenheit, welche Lösungen im Trauerprozess ermöglichen und damit den Blick in die Zukunft (wieder-) ermöglichen.

Cathrin Nielsen zeigt in ihrem Beitrag „*Fremde Heimat Zeit*“ – *Bilder von Eva Schwab*“ Auszüge aus dem Werk der Malerin **Eva Schwab**. Das Werk der in Frankfurt geborenen und heute in Berlin lebenden Meister-schülerin von Markus Lüpertz scheint sich vorsichtig wieder und wieder dem Erinnern zu nähern, es hinterfragt und seziert, um die Szenen neu zu ergründen: „Wie ist es, wenn es war“ überschreibt Schwab passend einen ihrer Bilderzyklen, den sie 2007 in Frankfurt ausstellte. Nielsen setzt sich mit dem Werk der Künstlerin auseinander, wobei sie auch der konkreteren Herkunft der Werke nachgeht und ihren Entstehungsprozess würdigt. Dabei zeigt sie, wie sich die Bilder in den Zeitebenen Vergangenheit und Gegenwart bewegen und darin vorsichtig auch in eine (vage) Zukunft zu weisen scheinen.

Bei den Beiträgen zu anderen Themen hat sich selbst ein kleines „Schwerpunktthema“ abgezeichnet. Es spannt sich über die Thematik des Buddhismus, der buddhistischen Psychologie bis hin zu dem, was wir in den westlichen Ländern gemeinhin als „Psychotherapie“ bezeichnen. **Ralf Kestler** geht in seinem Beitrag „*Basics of Psychology in Pali Buddhism*“ den Grundlagen einer „psychologischen“ Lehre im Pali-Buddhismus nach und zeigt anhand buddhistischer Originalschriften, dass diese Lehre nicht von der Philosophie des frühen Buddhismus getrennt werden kann. **Chris Mortensen** zeigt in „*Buddhism and Psychotherapy*“ anhand der Schriften Santideva’s erstaunliche Ähnlichkeiten zwischen Buddhismus und modernen Formen von Psychotherapie auf. Dabei warnt er allerdings, beide Disziplinen aufeinander zu reduzieren, da eine Indifferenz bezüglich der Unterschiede ebenfalls Chancen einebnen würde: denn die Frage nach den Konsequenzen der unterschiedlichen Vorstellungen eines „Selbst“, die den beiden Disziplinen zugrunde liegen, eröffnet Möglichkeiten, dass beide voneinander lernen können.

„Wir weinen nicht, weil wir traurig sind, sondern wir sind traurig, weil wir weinen“, so die berühmte These von William James, mit der sich **Carmen Seidler** und **Maria Vain** in ihrem Beitrag *Zur Herkunft der Gefühle* auseinandersetzen. Deutlich wird dabei, dass die Vorstellung, James vertrete eine rein physiologisch basierte Emotionstheorie, in deren Rahmen Gefühlen keinerlei kognitive Bedeutung zukommt, im Hinblick auf James’ Gesamtwerk relativiert werden muss.

Wir freuen uns Ihnen auch mit dieser aktuellen Ausgabe der IZPP interessante und spannende Beiträge vorlegen zu können.

Wir wünschen Ihnen eine erholsame Weihnachtszeit
Wolfgang Eirund und Joachim Heil